

ELFENBEINKÜSTE

Verordneter Irrsinn

In Afrika tobt ein schwarzer Rassismus. Nach der Vertreibung der Weißen aus Simbabwe richtet sich der Hass nun gegen die ehemaligen französischen Kolonialherren.

Harm Diercks lebt seit sechs Jahren in Abidjan. Er hat einen Putsch überlebt und einen Bürgerkrieg. Doch was der Chef der DaimlerChrysler-Niederlassung in der Elfenbeinküste vorige Woche erlebte, übertraf alle seine bisherigen Erlebnisse bei weitem.

In den Vierteln Marcory und Zone 4 kauerten verängstigte Europäer auf den Dächern ihrer Häuser, während unten ein entfesselter Mob tobte, alles kurz und klein schlug und ausländische Geschäfte und Schulen in Brand setzte. Zu Tausenden zogen Randalierer durch die Straßen, hetzten Weiße mit Äxten vor sich her – die „Jungen Patrioten“ des Präsidenten Laurent Gbagbo, 59, machten Jagd auf Ausländer, insbesondere auf die 15 000 noch im Lande lebenden Franzosen, Angehörige der verhassten früheren Kolonialmacht.

Vier Tage lang musste sich Diercks in seinem Haus verbarrikadieren. Dann, endlich, wurde er gemeinsam mit 50 weiteren Deutschen, Schweizern und Österreichern von einem Airbus der deutschen Luftwaffe nach Ghana evakuiert, wo er jetzt vorübergehend im Novotel von Accra wohnt.

In ein paar Tagen will er zurückkehren, um den Schaden zu begutachten. Danach wird über die Zukunft entschieden. Viel Hoffnung macht Diercks sich nicht: „Was

wir gesehen haben, ist erst der Anfang vom Ende.“ Bisherige Bilanz: mindestens 1000 zum Teil schwer Verletzte, über 60 Tote, etliche Vergewaltigungen.

Der Exodus der Europäer hat deshalb bereits begonnen. Mehr als 1600 Franzosen, die dem staatlich verordneten Irrsinn entfliehen konnten, trafen bis zum Wochenende in Paris ein.

Einen „langen, schwierigen Krieg“ droht der mächtige Parlamentspräsident Mamadou Koulibaly an: „Vietnam wird nichts gewesen sein im Vergleich zu dem, was wir tun werden.“

Kaum lösbar scheinen die Konflikte in Afrikas einstigem multikulturellen Musterstaat. Jahrzehntelang boomed die Wirtschaft in der Elfenbeinküste. Das Land entwickelte sich zum größten Kakao-Produzenten der Welt und Abidjan zu einer der modernsten afrikanischen Großstädte mit einem Hang zur Dekadenz. Wintersportfreunde konnten sich auf einer Eisbahn austoben, Katholiken zum Nachbau des Petersdoms in die Hauptstadt Yamoussoukro pilgern. Jede Menge Franzosen, Arbeiter aus Ghana, Burkina Faso, Liberia, Mali und Guinea fühlten sich im Lande wohl.

Seit die Wirtschaft auch in der Côte d'Ivoire darbt, ist die schöne Zeit vorbei. Um sich gegen den einflussreichen Oppositionspolitiker Alassane Ouattara zu behaupten, verficht Präsident Gbagbo eine infame nationalistische Ideologie namens „Ivoirité“. Ivorer ist demnach nur, wer zwei ivorische Elternteile nachweisen kann. Und nur ein echter Ivorer ist im Besitz voller Bürgerrechte.

Insbesondere die Bewohner aus dem Norden haben kaum Chancen, diese Bedingungen zu erfüllen. Viele stammen aus dem benachbarten Burkina Faso, dem früheren Obervolta. Nachdem es bereits seit 1999 zu Pogromen an der burkinischen Minderheit gekommen war, bildete sich im Norden eine Guerilla, die mittlerweile die Hälfte des Landes kontrolliert.

Erst die Franzosen stoppten Anfang 2003 den Siegeszug der Rebellen – ausgerechnet sie retteten damit den Kopf des linken Rassisten Laurent Gbagbo, der in der Schickeria von Paris verkehrte und mit seiner Partei der Sozialistischen Internationale angehört. Frankreich wollte die Elfenbeinküste stützen – um die eigenen Landsleute zu schützen, aber auch, um sich in Afrika als Stabilitätsgarant zu profilieren.

Nun aber hetzen Gbagbo und seine rote Jugend nicht nur gegen die Einwanderer aus Burkina Faso, sondern mit der gleichen Verve gegen die französischen „Kolonialisten“, denen sie vorwerfen, einen Frieden erzwungen zu haben, der den Rebellen zu viel Macht einräumt. Denn nur durch die Vermittlung von Präsident Jacques Chirac waren 2003 ein fragiler Friede und eine Allparteienregierung zu Stande gekommen.

Die Waffenruhe freilich währt nicht lange. Weder waren Gbagbos Regierungsrassisten bereit, ihre Reformversprechen einzuhalten, noch wollten die Rebellen aus dem Norden sich entwaffnen lassen. Seitdem stehen die Zeichen wieder auf Krieg. Der Norden rüstet sich zur Schlacht.

Gbagbos Armee wird nicht viel entgegenzusetzen haben. Seine Luftwaffe und auch seine Präsidentenmaschinen zerstörten die Franzosen vorvergangenes Wochenende, nachdem die Ivorer bei einem Angriff auf einen französischen Stützpunkt neun Franzosen und einen Amerikaner getötet hatten. Zwischen den Rebellen und dem Scherbenhaufen der ivorischen Armee mitsamt ihren Randalenbrüdern aus der Partejugend stehen nur die Franzosen und Verbände unzuverlässiger Uno-Soldaten.

Sollten die Franzosen, wie von vielen gefordert, abziehen, könnte das Gemetzelt erst richtig beginnen. Die Afrikanische Union jedenfalls hat noch keine Krise lösen können. Die Armeen ihrer Mitglieder sind meist nicht einmal in der Lage, für die Flugkosten ihrer groß angekündigten Aktionen aufzukommen.

THILO THIELKE



Präsident Gbagbo
Jugend aufgehetzt



Französisches Militär, Demonstranten in Abidjan: Mit der Axt gegen Ausländer